

k.

Leseprobe aus:

Paul Mesa

Die kleine Göttin der Fruchtbarkeit



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.



*Die Wiederkehr, die Nachtwache
und üble Gerüchte*

Wer da im Bad von Zimmer 314 ein Kondom durchpikst, ist Bica (1,49 m; trinkt am liebsten einen Galão). *Durex Emotions* steht auf der Verpackung – klingt das nicht wie dauerhafte Liebe? Bica seufzt und glättet die Ränder der Folie. So. Nichts ist mehr zu sehen von dem winzigen Loch in der Familienplanung.

Die Tür zum Hotelflur schiebt sich auf, und Bica erstarrt. Der Durchzug verwirbelt ihre schwarzen Haare, und kühl fährt ihr der Oktoberwind unter den Kittel. Die Luft trägt den Duft nach Kaffee ins Zimmer. Bica rührt sich nicht, wartet auf Madames Stimme in ihrem Rücken, auf ein «Was machst du da?», auf einen Anschiss, einen Rausschmiss, auf das Ende ihrer kleinen Karriere als kleines Zimmermädchen im feinen Kleinen Schoßhotel (drei Stockwerke plus Mansarde; beherbergt in seiner Jugendstilvilla mitten in der Stadt am liebsten Reisende mit Geld und der Sehnsucht nach herzlicher Gastfreundschaft und ein wenig Luxus).

«Bica!»

Nicht Madames Stimme kommt da von oben, so ruft nur eine Frau auf der Welt: Bicas Mutter. Bica dreht sich um, erschrickt vor einer Bewegung, aber das ist nur sie selbst,

in dem großen Spiegel: dickes Muttermal über der Lippe, dicker Hintern – *Merde!*

Ihre Mutter sollte nicht nach ihr rufen, nicht während der Arbeit auf Etage, nicht durch das ganze Hotel. Vor allem sollte sie deshalb nicht nach ihr rufen, weil sie vor dreizehn Tagen gestorben ist.

Ach, Mama.

Bica sinkt auf den Rand der Badewanne. In ihrem ganzen Leben, in sechsundzwanzig Jahren, war sie nie länger als zwei Tage von ihrer Mutter getrennt. Und jetzt schon fast zwei Wochen.

Sanft schwimmt das Badezimmer vor ihren Augen. Hör auf, Weinen während der Arbeit ist unprofessionell. Ihre Mutter, die Hausdame Maria Teves, hätte das nicht geduldet. Mit einem Ruck steht Bica auf. Die Stimme eben hat sie sich bestimmt eingebildet, genau wie ihre Schwangerschaft. Vor drei Minuten wurde sie von ihren Tagen überrascht. Deswegen musste sie so eilig die Kulturbeutel der Gäste hier durchsuchen, aber Tampons oder Binden fand sie keine, stattdessen: eine Packung Kondome. Die stibitzte Spritze trägt sie schon eine ganze Weile mit sich herum. Hätte sie doch bloß vor zwei Wochen damit das Kondom von Galão durchgepikst.

«Bica, Liebes!»

Kein Zweifel, jemand ruft ihren Namen, und, ja, mit der Stimme ihrer Mutter. Was für ein geschmackloser Scherz. Na, warte. Bica stopft das entsicherte Kondom in die Packung zurück, stürmt in den Hotelflur und die Treppe hinauf.

Der Flur im dritten Stock ist rotgolden und menschenleer, bis auf die drei angestrahlten Schaufensterpuppen in ihren barocken Kostümen. Hier oben liegen keine Gästezimmer mehr, nur noch die zu Wohnungen umfunktionierten Suiten von Madame und ihren Kindern, Stella und Morten. Und Bicas eigene, die sie bis vor kurzem mit ihrer Mutter und dem Duft nach Kaffee teilte. Das Schlimmste in den letzten zwei Wochen war es, immer wieder in diese mutterlosen Räume zurückzukehren – und dass ihr Geruch Bicas Mutter überdauert hat.

Zögerlich öffnet Bica die Tür.

«Liebes, machst du mir bitte eine Bica?»

Da sitzt ihre Mutter, Maria Teves aus Belém (1,64 m; trank am liebsten eine Bica, das ist ein portugiesischer Espresso, stark genug, um eine Tote aufzuwecken). Auf dem roten Sofa sitzt sie, in ihrem gemeinsamen Wohnesszimmer, vor der rosa Wand, unter dem gerahmten Kalenderbild einer Kaffeeplantage in blendend weißer Blüte. Ihr sonst so entschieden zusammengestecktes schwarzes Haar fällt ihr wirr auf die Schultern. Das goldene Satin-Nachthemd zeigt ihre schlanken Beine, deutlich zeichnen sich die Venen ab. Maria sieht müde aus, verloren, aber doch auch wie die Frau, die Bica mehr als jeden anderen Menschen liebte. Tot sieht sie nicht aus.

«Ich hatte einen haarsträubenden Traum. Haarsträubend. Obwohl nicht einer deiner Ex-Stiefpapas vorkam.» Sie hört sich auch nicht tot an.

Bica weicht zurück und knallt von draußen die Tür zu. Nur in Filmen kommen tote Frauen zu ihren Töchtern zurück und sind quicklebendig. Aber Bica hat mit eigenen Augen gesehen, wie ihre Mutter in den Sarg gelegt wurde,

sie war im Krematorium, in einem Andachtsraum, als der Sarg nebenan langsam in den Ofen fuhr. Sie wunderte sich über die Kühle in dem Raum und fragte sich, wer wohl auf einem der Stühle einen roten Kinderregenschirm vergessen hatte. Und gestern erst hat sie gesehen, wie sie die Urne in das kleine Grab im Schatten der Kastanien hinunterließen. Die Tür tanzt vor Bicas Augen, und über ihr flieht das weiße Männlein auf dem grünen Schild in Richtung Ausgang.

Bica lässt sich in den roten Maori-Thron sinken, nur eine der vielen Antiquitäten, die überall in den Fluren stehen. Langsam kommen die Lampen über ihr an der goldenen Decke zum Stillstand. Bestimmt klärt sich alles von selbst. Mütter kommen nicht einfach von den Toten zurück, schon gar nicht, wenn sie ein so angespanntes Verhältnis zur katholischen Kirche haben wie Maria Teves.

Bica hat sich wieder an die Arbeit gemacht. Hektisch saugt sie den blauen Läufer im Ersten und den blauen Wandteppich darüber. Am Ende des Flurs bricht ein Schluchzen aus ihr heraus. Sie lässt den Staubsauger fallen und rennt nach unten, schnappt sich ohne zu fragen die Jacke der Rezeptionistin und stolpert, noch in ihren Latschen, auf die Straße. Sie sieht sich um. Die sonst so freundliche Fassade des Hotels ist grau vom letzten Regen. Und hinter keinem der Fenster steht ihre Mutter. Einfach von den Toten zurückzukehren, das wäre typisch für sie. Immer musste ihre Mutter alles anders machen als die anderen. Ach, Mama.

Ziellos läuft Bica umher. Die Straßen ziehen sich so gerade, die Häuser wachsen so hoch, um das Leben ihrer Bewohner in feste Bahnen zu lenken. In dieser Stadt, die für Bica keinen Namen hat. Aber nennen die Einheimischen

ihre Stadt nicht überall auf der Welt einfach nur «die Stadt»? Ein Name ergibt nur bei etwas Entferntem einen Sinn: So wie bei João (früher mal Vater von Bica), so wie bei Galão (später mal Vater von Bicas Kindern).

Die Stadt hat für Bica deshalb keinen Namen, weil ihre Mutter ihr nie einen gab. Eine Stadt heißt erst dann Saarbrücken, Straßburg, Paris, wenn dir deine Mutter verrät, wo sie dich dieses Mal hingeschleppt hat.

Auf der Fußgängerbrücke, die in einem Bogen über den Zoo hinüberführt, bleibt Bica stehen. Der Buckel des breiten Weges erinnert sie an den Canal Saint Martin in Paris, wo sie als Kind spielte und wo sich Brücken sanft über das Wasser wölbten, als überspannten sie den Bauch einer Schwangeren. In den leeren Außengehegen unter ihr stehen ein paar große Vögel und eine Antilope wie steifgefroren zwischen Felsen. Davor Familien.

Wieder zurück im Hotel, fühlt Bica sich fremd in der sonst so einladenden Lobby. Die hohen Fenster mit ihren sich windenden grünen und goldenen Rahmen wirken nicht mehr wie Licht und lebende Pflanzen, sondern nur noch wie verdorrter Jugendstil. Die Last der Welt, die Atlas neben der Drehtür sonst mühelos stemmt, ist ihm heute unerträglich. Die liebevoll Lounge genannte Sitzecke ist ebenso verwaist wie die Rezeption. Aus dem Flur, wo Madames Büro und die Personalräume liegen, kommt Madames Stimme, viel zu laut.

Bica hängt die geliehene Jacke zurück, schleicht an der Rezeption vorbei nach hinten und stolpert über einen Fuß.

Vor dem Büro, zwischen dem Bambussessel aus Taiwan

und dem Benjamini aus dem Baumarkt, kauert ein fremder junger Mann – ein hübscher junger Mann. Die Gäste werden immer wunderlicher. Sie will den Kerl fragen, was er da unten eigentlich sucht. Da erkennt sie ihn.

«Morten? Seit wann bist du denn da? Und seit wann hast du eine Brille?»

«Psst.»

Bica zwingt sich neben Morten (1,82 m; trinkt am liebsten schwedischen Kaffee mit viel Zucker und süßt ihn aufs Körnchen exakt so, wie er ihn mag). Schon als Kind konnte der Sohn von Bicas Chefin Dinge in Erfahrung bringen, die sich in den entlegensten Ecken des Hotels abspielten. Wo Morten lauscht, gibt es garantiert Spannendes zu erfahren.

«Mutter hat Besuch von einer Journalistin», flüstert er und drückt sich fester gegen die Wand, Blätter wischen über sein Gesicht und die schwarze Hornbrille.

Der blonde Alleswisser ist so hübsch wie ein gerade geschlüpfter Filmstar. Im letzten Jahr auf der Hotelfachschule in Glasgow ist er zu einem Mann gereift. Aber diese Brille ...

«Hat Ihr geheimnisvoller Freund Angst, dass ich ihn erpressen könnte?» Madames Stimme tönt blechern durch das kleine Gitter für die nie eingebaute Klimaanlage.

«Er ist nicht derjenige, der Angst haben muss.» Die Journalistin klingt nach geschminkten Stimmbändern und stilettdünnem Körper. «Aber ob ich der Öffentlichkeit die Zustände in Ihrem Haus noch länger verschweigen kann ... Die Bürger haben ein Recht darauf, dass die Angelegenheit aufgeklärt wird. Ich möchte Ihnen helfen, den Leumund Ihres Hauses zu retten.»

«Sie sagen Bürger, aber was Sie meinen, ist Bürgermeis-

ter. Der ganz zufällig der Onkel Ihres Gatten ist. Wir wissen doch beide, dass der Bürgermeister sich regelmäßig hier im Hotel einfindet.»

«Schön, spielen wir mit offenen Karten», sagt die Journalistin. «Der besagte Freund hat beobachtet, wie ein Mann aus einem Ihrer Zimmer kam und die Tür einen Spalt offen ließ. Er trug eine Baseballkappe, und mein Freund hat ihn nur von hinten gesehen. Im Vorbeigehen warf er einen Blick ins Zimmer – und wer räkelt sich da nackt auf dem Bett? Eine ausländisch aussehende Minderjährige. Mein Freund war dermaßen entsetzt, dass er zunächst einfach weiterging. Erst draußen wurde ihm klar, wovon er Zeuge geworden war. Weil er sich in einer öffentlichen Position befindet, hielt er es für besser, sich statt an die Polizei an die neutrale Presse zu wenden.»

«Und wieso kommen Sie jetzt erst zu mir, wenn das schon zwei Wochen her ist?», fragt Madame.

«Ich bin erst gestern von einer Reise zurückgekehrt. Umso schneller müssen wir uns darum kümmern, die Affäre aufzuklären. Bevor es unvermeidbar wird, die Polizei einzuschalten. Ich spreche das Wort», sie sagt etwas, unverständlich leise, «nur sehr ungern aus, wenn ich nicht mehr habe als einen Augenzeugen, der zudem unerkannt bleiben möchte. Sollte sich der Verdacht jedoch erhärten, wird sich mein Freund selbstverständlich seiner Verantwortung stellen und Anzeige erstatten.»

Madame schweigt.

«Was hat sie gesagt?», fragt Bica Morten. Morten flüstert ihr etwas ins Ohr, zu leise, auch das versteht sie nicht.

«Cool bleiben, Mutter», wispert Morten. Er riecht würzig und bitter und frisch. Er hat schon als Kind gut gerochen.

Bica zupft ihm ein Benjaminiblättchen von der Schulter und rückt ein Stück näher, um besser zu hören, was im Büro gesprochen wird.

«Weiß er denn noch, in welchem Zimmer sich das abspielte, was er gesehen haben will?» Madame klingt wieder nach Madame: souverän.

«Daran erinnert er sich nicht mehr präzise.»

«Die Etage?»

«Nein. Aber er hat gesehen, was er gesehen hat, daran ändern auch fehlende Details nichts.»

«Wenn in meinem Hotel etwas derart Ungeheuerliches vor sich ginge, wüsste ich davon – und hätte die Sache bereinigt.»

«Sie verkennen den Ernst der Lage», sagt die Journalistin. »Allein der Name Ihres Hotels ... Schoßhotel, ich bitte Sie!»

Was hat die Frau nur gegen den Namen Schoßhotel? Bica mag ihn. Wenn man weiß, warum Leute und Dinge heißen, wie sie heißen, sieht man sie mit anderen Augen. Das Kleine Schoßhotel etwa hat seinen Namen vor allem einem Fehler des Grafikbüros zu verdanken, das Logo und Erscheinungsbild entwarf. Zur Eröffnung fehlte in dem verschnörkelten Schriftzug des Hotels ein kleines, aber entscheidendes L – auf fünftausend Prospekten, zehntausend Visitenkarten, Hunderten von Gläsern, Tellern, Servietten, Schürzen, Aschenbechern, Streichholzbriefchen, Duschhauben, Shampoo packungen, Kugelschreibern, Notizblöcken und Kalendern. Madame stellte fest, dass sie den neuen Namen lieber mochte als Das Kleine Schloßhotel: «Der Schoß der Familie, das passt.» Am besten gefällt Bica an der Geschichte, welch großen Einfluss ein einziger, klei-

ner Buchstabe nehmen kann. Na ja, es ist ein sehr schlanker Buchstabe, einer ohne zu dicken Po.

Der Po von Madames Besucherin bringt kaum das Leder ihres Stuhls zum Knirschen. Ungehalten fährt sie fort: «Und dass Sie sich Madame nennen lassen ... Ich werde schon noch herausfinden, was Sie hinter Ihrer abartigen Sammlung von Kuriositäten verbergen – oder sollte ich sagen: Obszönitäten?»

«Ihr Kunstverstand ist stadtbekannt, *Frau Kindermann*», sagt Madame. «Dass Sie bei dem Wort Schoß nur an das eine denken ...»

Frau Kindermann – Bica kennt den Namen. Er ist in Galãos Klingelschild eingraviert, neben seiner Haustür. So wie die Viertelstunde mit Galão im Hotel für alle Zeit in Bica eingraviert sein wird. Dreizehn Tage ist das mit ihm jetzt her – viel zu lange schon. Diese Viertelstunde darf nie, nie, nie verblassen.

Ist diese Frau da drin möglicherweise seine Cousine?

«Ich würde Ihren Beteuerungen wirklich gerne glauben», sagt die Kann-sein-Cousine. «Aber man hört so manches. Mit den Finanzen von Hotel und Restaurant soll es nicht gerade zum Besten bestellt sein. Verständlich, wenn Sie sich nach anderen Einnahmequellen umsehen. Was bietet sich da an, in einem Haus mit dicken Wänden und vielen weichen Betten? Lassen Sie mich nachdenken.»

«Sicher finden Sie allein hinaus, es ist ja alles so schön horizontal hier in meinem Gewerbe.»

Ein Stuhl wird zurückgeschoben. Morten ist schon auf den Beinen. Er zerrt Bica aus dem Versteck und in die Personaltoilette. Sie haben kaum die Tür aufgerissen, da stolziert Frau Kindermann (circa 1,73 m; trinkt am liebsten

aromatisierten Starbucks-Frappuccino to go) auch schon aus Madames Büro.

«Sie werden den Laden dichtmachen müssen», sagt sie noch, stöckelt an der Rezeption vorbei und verschwindet in der schweren Drehtür aus Restbeständen des alten Hotel Pompadour, die Madame eigens aus New York hat einfliegen lassen. Nein, nein, diese Frau darf höchstens ganz entfernt mit Galão verwandt sein.

«Madame hat gewonnen, oder?», fragt Bica Morten.

«Knapp davongekommen ist sie. Ich fürchte, der Ärger geht erst los.»

Bica hält den Atem an und betritt ihre Wohnung. Niemand da. Natürlich nicht. Und es duftet auch nicht nach Kaffee, warmen Füßen in Strumpfhosen und Antifaltencreme.

Bicas Mutter tritt aus der Badezimmertür.

«Wo musstest du denn eben so schnell hin? Hat Marlene dich gerufen?»

«Mama! Du bist wirklich ...» Ja, sie ist wirklich, Bica strahlt und würde ihrer Mutter am liebsten um den Hals fallen und sie an sich drücken und mit ihr singen und lachen und durchs Zimmer tanzen. Doch diese unmögliche Rückkehr ist ihr einfach nicht geheuer, und so verschiebt Bica das Singen und Tanzen und tut so, als hörte sie die Stimme ihrer Chefin.

«Oh, Madame ruft mich schon wieder, bis gleich.» Bica schlägt die Tür zu. Sie muss wissen, ob sie den Verstand verloren hat oder ob ihre Mutter wiederauferstanden ist. Vielleicht kann ihr ein Hund dabei helfen? Der Hund von der alten Frau Douwe, genau! Die sitzt um diese Zeit meist in der Bibliothek, und der kleine Frederick schläft unter ihrem

Stuhl. Bica läuft in die zweite Etage und öffnet leise die Tür zur Bibliothek. Drei Wände voller Bücher dienen sich den behaglichen Sesseln und Tischen aus dunklem Holz in ihrer Mitte an.

Frau Douwe sitzt in Richtung Fenster. Sie ist eine berühmte Forscherin gewesen. Sie braucht hier drin nur ein Buch in ihrem Schoß aufzuschlagen, und schon schläft sie erholsamer als in jedem Bett. Auch jetzt schnarcht sie vornehm in den tiefen Polstern.

«Frederick», wispert Bica.

Der schwarze Terrier knurrt leise. Mit einem alten Bonbon versucht Bica, ihn hervorzulocken. Vergeblich, er zieht nicht einmal die weißbärtige Schnauze kraus.

«Na, komm schon.»

Er kommt nicht. Kurzerhand zieht Bica ihr Sweatshirt aus, wirft es dem Hund über, packt zu und läuft mit ihm nach oben. Frederick gibt keinen Laut von sich. Mit dem Fuß schiebt Bica die Wohnungstür auf.

«Bist du es, Bica?» Die Stimme ihrer Mutter, aus ihrem Schlafzimmer. «Ich komme sofort.»

Behutsam legt Bica das Bündel auf den Teppich und befreit Frederick aus ihrem Shirt. «Na los», sanft schubst sie den kleinen Po, «schnupper mal an Mama, ich bin gespannt, ob du sie erkennst.»

Maria kommt heraus, aber Frederick wendet ihr nicht mal den Kopf zu. Er dreht sich um und flitzt an Bica vorbei durch die offene Wohnungstür. *Merde!*

«War das Frederick? So gern ich ihn habe, dieses Hotel ist wirklich keine Pension für Schoßhunde.»

Bica schaut ihre Mutter an, ihre Mutter schaut Bica an.

Sie lächeln. Wie zwei Honigkuchenpferde. Ach, sämtliche Naturgesetze und Friedhofsordnungen können Bica mal. Sie stürzt auf ihre Mutter zu und nimmt sie in die Arme. Ihre Mutter fühlt sich wundervoll wirklich an, und sie und Bica drehen sich in einem langsamen Tanz. Wiederauferstanden, Geist oder Hirngespinnst – Hauptsache, ihre Mutter ist zurück.

«He, willst du mich erdrücken? Aber ... meine Kleine, du weinst ja.»

«Ach, ich hab beim Putzen was in die Nase gekriegt.» Sie weint, und wie gut sich das anfühlt, zwei Wochen wollten nicht mehr Tränen kommen als für feuchte Augen reichen.

«Sollte ich nicht auch arbeiten?»

«Nein, nein! Du...», Bica holt tief Luft, ihre Mutter darf auf keinen Fall das Zimmer verlassen, bevor Bica weiß, was hier los ist, «du bist krankgeschrieben.»

«Bin ich das? Ich erinnere mich nur an diesen Lulatsch von einem Arzt. Tat unheimlich wichtig – das Übliche.» Sie greift nach der Tageszeitung, die auf dem Couchtisch liegt. «Den wievielten haben wir heute überhaupt?»

«Die ist alt.» Bica zupft ihr die Zeitung aus der Hand, bevor ihre Mutter sie aufschlagen kann, und steckt sie in ihre Kitteltasche.

«Heute müsste Donnerstag sein.»

«Mittwoch.» Bicas Blick fällt auf einen der Kalender, die überall hängen: Werbegeschenke von Lieferanten. Mittwoch, das immerhin stimmt. «Der ... der siebzehnte.» Das ist eine Lüge. Am achtzehnten ist ihre Mutter gestorben. Zum Glück hat Bica seitdem keins der Kalenderblätter abgerissen.

«Mittwoch.» Maria blickt zu einem der Kalender mit

aufreizend posierenden Kaffeevollautomaten. «Marlene wollte heute mit mir den neuen Vertreter von De'Longhi in Augenschein nehmen. Ich hab sie vorhin angerufen. Ich fühle mich überhaupt nicht krank.»

«Du hast Madame angerufen?»

«Ja. – Der Kaffee schmeckt heute nach gar nichts. Dabei habe ich ihn frisch gemahlen.»

«Was ... was hat sie denn gesagt?»

«Wasch dir die Hände, jetzt in der Erkältungszeit kann das dein Leben retten ...»

«Mama, was hat Madame gesagt?»

«Du weißt ja, wie das bei Marlene ist.»

Die Anstrengung, nicht loszuschreien, erstickt Bica. Sie hat keine Ahnung, wie das bei Marlene ist, sie weiß nicht, wie ihre tolerante Chefin auf einen Anruf aus dem Jenseits reagiert.

Maria: Hallo, Marlene.

Madame: Gut, dass du wieder da bist. Die zwei Wochen ohne dich waren das reinste Chaos. Wir müssen dringend über die Weihnachtsdeko sprechen.

Maria: Ich habe schon einige Ideen.

Madame: Great. Bis gleich. Ach ja, wie war's im Tod?

Maria: Das erzähle ich dir mal in Ruhe bei einem Gläschen Vinho dos Mortos.

Bicas Mutter sieht aus wie an dem Tag, an dem sie starb: hager, mit den für ihr Alter zu tiefen Falten und ihrer schelmischen Strenge. Nur das lange, schwarze Haar hat den Glanz verloren, der für Bica ein Leben lang selbstverständlich war wie das Funkeln der Sterne. Bis zu ihrem Tod hatte Maria Teves nie die Kontrolle über ihr Aussehen verloren. Über ein paar andere Dinge schon.